

Rendezvous mit dem Monster

Sebastian Steudtner aus Nürnberg stürzt sich in lebensgefährliche Wellen – in der Tow-Surfer-Szene gilt der 23-Jährige als German Wonderkid

Von Ann-Kathrin Eckardt

Der Monate lang fehlte Sebastian Steudtner jede Erinnerung. Dann kamen die Bilder aus Hawaii langsam wieder. Die 20 Meter hohe Wasserwand, das donnernde Tosen, die Schwerelosigkeit in den ersten Sekunden, der gewaltige Strudel danach, die Müdigkeit, die ihn übermannte, als der Sauerstoff aus seinem Blut wich, die Felsen, die immer näher kamen.

Es war ein perfekter Tag in Peahi. Der Wetterdienst hatte für die Bucht an der Nordküste Maui einen der seltenen „Big Days“ angekündigt. Schon am frühen Morgen drängten sich fast 2000 Surfer, Touristen und Fotografen auf den Klippen. Unter ihnen türmte sich das Meer zu gigantischen Wasserbergen auf. „Jaw“, zu deutsch Maul, haben die Einheimischen diese gigantische Welle getauft, die zu den größten und anspruchsvollsten der Welt zählt. Sebastian Steudtner wollte sie an diesem Tag zum ersten Mal bezwingen, er wollte das Unvorstellbare überleben. Seine Aufregung hatte er am Abend zuvor mit autogenem Training bekämpft. Aus der ersten Welle kam er heil wieder raus, die zweite stand er perfekt. Es war die dritte, die ihn verschlang. Er kam knapp mit dem Leben davon – und war infiziert.

Seit diesem Tag vor fast vier Jahren hat Steudtner keinen „Big Day“ in Peahi mehr verpasst. „Am Anfang war es die Herausforderung und die Überwindung, Jaws zu surfen. Jetzt ist es der Drang, meinen Ritt zu perfektionieren.“ Der 23-Jährige sitzt auf einer Bierbank in einem Café in München. Sympathisch, blond, sehr muskulös. Gerade kommt er aus Graz, wo sein Trainer, der Sportwissenschaftler Radosav Djukic, seine Fitness überprüft hat. Nach dem Test noch ein Sponsoren-Gespräch. Und jetzt das Interview. Ein entspanntes Surferleben sieht anders aus.

Mit dem Jetski ins Ungetüm

Dafür ist Steudtner auch viel zu ehrgeizig. Seine Internetseite ziert das Motto: „Ich muss mir beweisen, dass ich der Beste sein kann.“ Schon jetzt zählt der Nürnberger zu den Meistern der illustren Szene, die nur wenige hundert Mitglieder zählt. Das Magazin *Surf* nannte ihn einmal *German Wonderkid*.

Vor knapp 20 Jahren hat Surf guru Laird Hamilton das Tow-Surfen erfunden. Mit dem klassischen Wellenreiten hat das so wenig zu tun wie eine Abfahrt auf der Streif mit Skifahren in der Halbpipe. Die Surfer haben es mit Wassermassen von bis zu 25 olympischen Schwimm-



becken zu tun. Da sich solche Ungetüme nicht mehr vom Strand aus anpaddeln lassen, ziehen Jetskis oder Helikopter die Surfer in die Dünung hinein – die Hände fest am Seil, die Füße in Schlaufen auf dem Brett fixiert. Am höchsten Punkt der Welle lassen sie los und rasen mit mehr als 70 Stundenkilometern auf zwei Zentimeter dünnen Boards die Wasserwand entlang, immer auf der Suche nach der perfekten Linie. Wie sich das anfühlt? „So, als ob man mit Vollgas eine steile Buckelpiste runter fährt“, sagt Steudtner. „Und wenn man diese Linie gefunden hat, wird die Buckelpiste plötzlich zu Tiefschnee.“ 20 bis 30 Sekunden dauert der lebensgefährliche Spaß, wobei Spaß das falsche Wort ist. Vor lauter Konzentration bleibe gar keine Zeit für Glücksgefühle, sagt Steudtner. Die kämen erst, wenn er die sichere Zone, den Channel, neben der Welle erreicht hat und ihn sein Partner Nelson

wieder auf den Jetski zieht. Dann erst weicht das Adrenalin dem Endorphin.

Genau so hat Steudtner sich das Surfen immer vorgestellt. Mit elf stand er in der Bretagne zum ersten Mal auf einem Brett, mit zwölf wusste er, dass Sport sein Beruf werden sollte. Sein Ziel: die Maui Ocean Academy, ein Windsurfinternat auf Hawaii. Jahrelang bettelte er, mit 16 ließen ihn seine Eltern ziehen. Morgens lernen, nachmittags auf dem Wasser. Zehn Monate später qualifizierte er sich für den ersten Welteup. Steudtner blickt in die Speisekarte, klappt sie wieder zu: „Bei mir ist das einfach: Fleisch.“ Denn was im Wasser so spielerisch aussieht, ist das Ergebnis körperlicher Höchstleistung. Auf dem Plan, den der Surfer aus dem Rucksack zieht, stehen Schwimmen, Laufen, Boxen, Gleichgewichtsübungen, Krafttraining. 365 Tage im Jahr. Seinen Körper vergleicht er mit einer Firma. „Jede Kompo-



Sebastian Steudtner (auf dem kleinen Foto rechts neben seinem Gastvater) hat keine Angst vor großen Wellen. Fs.:Andy Foxx/pureframes.com

nente muss perfekt sein.“ Er trainiere um zu fahren, nicht, um zu fallen.

Doch so ganz stimmt das nicht. Denn die Gefahr, von der Welle nach einem Sturz in die Tiefe gedrückt zu werden, ist riesig. Darum bereitet sich der Profisurfer auf den Ernstfall vor, auch hierfür hat er einen Plan im Rucksack. „Eine Skizze des optimalen Sauerstoffverbrauchs.“ So richtig versteht er die komplizierte Zeichnung selber nicht. Egal, sein Trainer weiß, was gut für ihn ist. Etwa Apnoe-Tauchen. 40 Meter tief kommt Steudtner ohne Sauerstoff, vier Minuten schafft er es, die Luft anzuhalten – bei ruhigem Puls. Doch beim Ritt auf der Welle ist sein Herz auf 160. Das simuliert die zweite Übung: Schwimmen, einen Berg hochrennen und dann unter Wasser Steine schleppen. Ohne das Training wäre die dritte Welle in Peahi das Ende seiner Karriere gewesen. Doch er hat nur Schürfwunden davongetragen.

Das hat er auch Nelson Armitage zu verdanken. Den Spross einer der einflussreichsten Familien auf Hawaii lernte er auf Maui kennen. Nelson war es auch, der ihm das Tow-Surfen beibrachte – und der ihn in Peahi kurz vor den Felsen aus dem weißen Strudel zog. Inzwischen ist der Armitage-Clan so etwas wie Steudtners zweite Familie. Von Gastvater Nelson Senior hat er alles über das Meer gelernt, etwa, dass die erste Welle eines Sets oft windig ist und die zweite und dritte ihren Tunnel zu früh dicht machen. Erst dann kommen die guten. Von ihm hat Steudtner auch gelernt, dass man erstmal an der Küste bleibt, wenn an einem „Big Day“ in Peahi 50 Jetskis gleichzeitig losheulen. So kann man sich später die beste Welle sichern. Und noch etwas hat ihm der Senior eingeimpft: Nie vom Brett springen! Es steht immer eine Chance, stehend aus der Welle zu kommen. Und wenn nicht? „Dann kommt es auf die Welle an“, sagt Steudtner abgeklärt. „Bei sechs Metern macht ein Sturz noch Spaß. Bei 20 hat man andere Sorgen. Dann versuche ich, mich aus der Situation herauszudenken.“

Messerscharfer Ritt in Teahupoo

So war das auch auf Tahiti, als er 2005 zum ersten Mal die berühmte Welle von Teahupoo surfte. Dieser Ritt, unter Wellenreitern nur „The Wave“ genannt, brachte Laird Hamilton fünf Jahre zuvor auf die erste Seite des *Surfer Magazine*. Auf dem Titel stand nur: „Oh my god...“ Die Welle gilt als extrem gefährlich. Sie bricht über einem messerscharfen Riff in 50 Zentimeter flachem Wasser. Es grenzt fast an ein Wunder, dass den Extremsport auch an Orten wie Teahupoo noch keiner mit dem Leben bezahlt hat.

Die Kellnerin räumt ab. Das Geschnetzelte ist aufgegessen, der Salat unberührt. Sebastian Steudtner klappt sein Laptop auf. Als die Riesenwellen auf dem Bildschirm brechen, drehen sich die Mädchen vom Nachbartisch neugierig herüber. Im nächsten Jahr können sie mehr sehen. Dann will Steudtner mit einem eigenen Film durch Deutschland touren, um Tow-Surfen bekannter zu machen. Aber auch, um endlich Sponsoren zu finden. 200 Absagen hat er im vergangenen Jahr bekommen. Zu wenig Heimatbezug und vor allem: zu teuer. Denn Flugtickets, Unterkunft und ein Jet-Ski für 10 000 Euro sind nur der Anfang. Spätestens nach zwei Saisons ist der Jet reif für den Schrottplatz.

Aber Geld hin oder her – der nächste Flug nach Hawaii ist schon gebucht. Zur Not wird er auf Maui eben wieder als Gärtner jobben. Doch bevor sich Steudtner am 15. November auf die Jagd nach der größten Welle der Welt macht, muss er einen Tag zuvor noch eine „richtige Herausforderung“ meistern. Ein Vortrag, 30 Minuten lang. Sein Publikum: Führungskräfte eines großen Wirtschaftsprüfungunternehmens. Sein Thema: Am Limit.



*Toll möchte,
dass man mir etwas empfiehlt,
weil es besonders gut ist und
nicht, weil es gerade raus muss.*